

**USA** Der amerikanische Nobelpreisträger Joseph Stiglitz will den Wettbewerb stärken – um die Ungleichheit zu überwinden

# Abstieg ist nicht Schicksal

**Joseph Stiglitz: Der Preis der Ungleichheit.** Wie die Spaltung der Gesellschaft unsere Zukunft bedroht. Siedler, München 2012, 503 Seiten, Fr. 30,40.

Von Sebastian Bräuer

Die Einkommensunterschiede in den USA sind heute grösser als in Uganda oder Kasachstan. Und die Kluft wächst weiter. Im Jahr 2010 hat das reichste Prozent der Bevölkerung 93 Prozent der Einkommenszuwächse eingestrichen. «Wir nähern uns einem Grad an Ungleichheit, der dysfunktionale Gesellschaften kennzeichnet», schreibt Joseph Stiglitz.

Die Entwicklung stellt nicht weniger als den amerikanischen Traum in Frage, nach dem jeder den sozialen Aufstieg schaffen kann, wenn er sich nur mit gan-

zer Kraft dafür einsetzt. Es ist mit nüchternen Zahlen zu belegen, dass dies schwerer geworden ist und häufig reine Utopie bleibt. Wer arm ist, bleibt arm.

Das Auseinanderdriften der Gesellschaftsschichten ist in diesem Jahr auch zum Wahlkampfthema geworden. Doch die Aussagen kratzen an der Oberfläche. Wenn Präsident Barack Obama seinem Herausforderer Mitt Romney vorwirft, seine Wirtschaftspolitik helfe nur den Reichen, und Romney kontert, Obama sei ein Feind der Unternehmen, ist beides in einer Weise polemisch, die vor allem von Ratlosigkeit zeugt.

«Der Preis der Ungleichheit» füllt eine Lücke. Stiglitz, ehemaliger Chefökonom der Weltbank, liefert eine umfassende und schonungslose Zustandsbeschreibung der ökonomischen Probleme Amerikas. Dabei rechnet er mit Fehlern beider grossen Parteien ab – und mit der Annahme, der relative Nie-



dergang der USA sei die Folge schicksalhafter Ereignisse, von der Globalisierung bis zur Finanzkrise. Stattdessen sind sie ihm zufolge das Resultat verfehlter Klientelpolitik. «Wir haben den Reichtum und die Mittel, um Armut zu beseitigen», schreibt Stiglitz.

Er ist nicht der erste prominente Ökonom, der sich mit der Thematik beschäftigt. Aber sein Buch ist das bisher empfehlenswerteste. Es ist nicht so missionarisch wie «End This Depression Now» von Paul Krugman, weil Stiglitz Analyse und Lösungsvorschläge klarer trennt. Und es ist einfacher verständlich als «Saving Capitalism from the Capitalists» von Raghuram Rajan, erschienen 2003, der eher für Spezialisten schreibt.

Den Nobelpreis hat Stiglitz bereits 2001 gewonnen, und die damals prämierten Arbeiten sind noch einiges älter. Doch die Erkenntnisse sind aktueller als je zuvor. Stiglitz hatte bewiesen, dass sich viele Probleme, von der Arbeitslosigkeit bis zur Kreditklemme, mit einem Phänomen erklären lassen, das Ökonomen als «asymmetrische Information» bezeichnen. Wenn manche Marktteilnehmer dauerhaft mehr wissen als andere, nutzen sie diesen Vorteil zum allgemeinen Schaden. Dann funktioniert das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage nicht mehr wie gewünscht.

Daran knüpft Stiglitz nun mit zahlreichen konkreten Beobachtungen an. So stellt er fest, dass heute in den USA einzelne Konzerne ihre Branchen monopolartig beherrschen, etwa Microsoft bei den PC-Betriebssystemen oder AT&T, Verizon, T-Mobile und Sprint in der Telekommunikation. Die Jahre, in denen die USA zur Weltmacht aufstiegen, waren durch strikte (und bei den Betroffenen unpopuläre) Massnahmen gegen Monopolbildungen geprägt.

Stiglitz plädiert gerade nicht für eine Zurückdrängung des Marktes durch schärfere Regulierung, sondern dafür, dem Markt wieder zum Funktionieren zu verhelfen. «Um die Volkswirtschaft effizienter und die Gesellschaft fairer zu machen, müssen wir den Wettbewerb stärken», schreibt er. Damit befindet er sich im Einklang mit konservativen Ökonomen. Was den Handlungsbedarf noch einmal unterstreicht.

Die Stimme von Stiglitz hat so viel Gewicht, dass er es nicht nötig hätte, sich selbst noch grösser zu machen. Er ist nicht der Vordenker der «Occupy Wall Street»-Bewegung, wie er gleich in der Einleitung suggeriert. Dort behauptet Stiglitz, der Anspruch der Demonstranten, für «99 Prozent» der Gesellschaft zu sprechen, spiele auf einen seiner Artikel an. Es war der Anthropologe David Graeber, der den «99 Prozent»-Slogan prägte.

Doch das sind Nebensächlichkeiten. Vor allem sollten die Demonstranten eher Joseph Stiglitz als David Graeber zuhören. ●

## Burma Bilder aus einem archaischen Land



Erst im Juni dieses Jahres erlaubte die neue Regierung in Burma der Nobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi die Reise nach Oslo, um dort ihre Dankesrede halten zu können – gut 20 Jahre nachdem sie den Preis erhalten hatte. Burma war bis vor kurzem ein Militärregime, ein «No-go» für politisch bewusste Touristen. Alice Schwarzer ist dennoch gegangen, nicht nur einmal. Von 2000 bis 2012 hat sie mit der Fotografin Bettina Flitner das Land sechs Mal bereist. Die journalistischen Berichte, die sie zurückbrachte, riefen ein geteiltes Echo hervor; Schwarzer wurde Kritiklosigkeit vorgeworfen. Die beiden Frauen haben nun aus den Reiseerlebnissen ein Bilderbuch gemacht. Die poetischen, farbenfrohen, aber nie kitschigen Fotografien Bettina Flitners sprechen von

der Faszination für eine archaische Gesellschaft, für die einfache Lebensweise der Burmesen und Burmesinnen. Aus Schwarzers Texten spricht aber auch leise Wehmut und das Bedauern über die nicht nur positiven Veränderungen seit der Öffnung des Landes. Im Zentrum steht jedoch nicht die Politik, sondern sind die weiten, stillen Landschaften und der Alltag der Menschen: Fischer beim Einholen der Netze, Kinder auf dem Karussell, buddhistische Mönche im Gebet, Frauen beim Waschen am Fluss (siehe Bild), wo das chinesische Plastikgeschirr die traditionellen Metallgefässe schon fast vollständig verdrängt hat. Geneviève Lüscher Bettina Flitner, Alice Schwarzer: Reisen in Burma. Dumont, Köln 2012. 160 Seiten, Fr. 47,90.